Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 7 (1931-1932)
Heft: 12

Artikel: Die Brüder : Beobachtungen eines an der Sprachgrenze lebenden Kaufmannes

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1065318

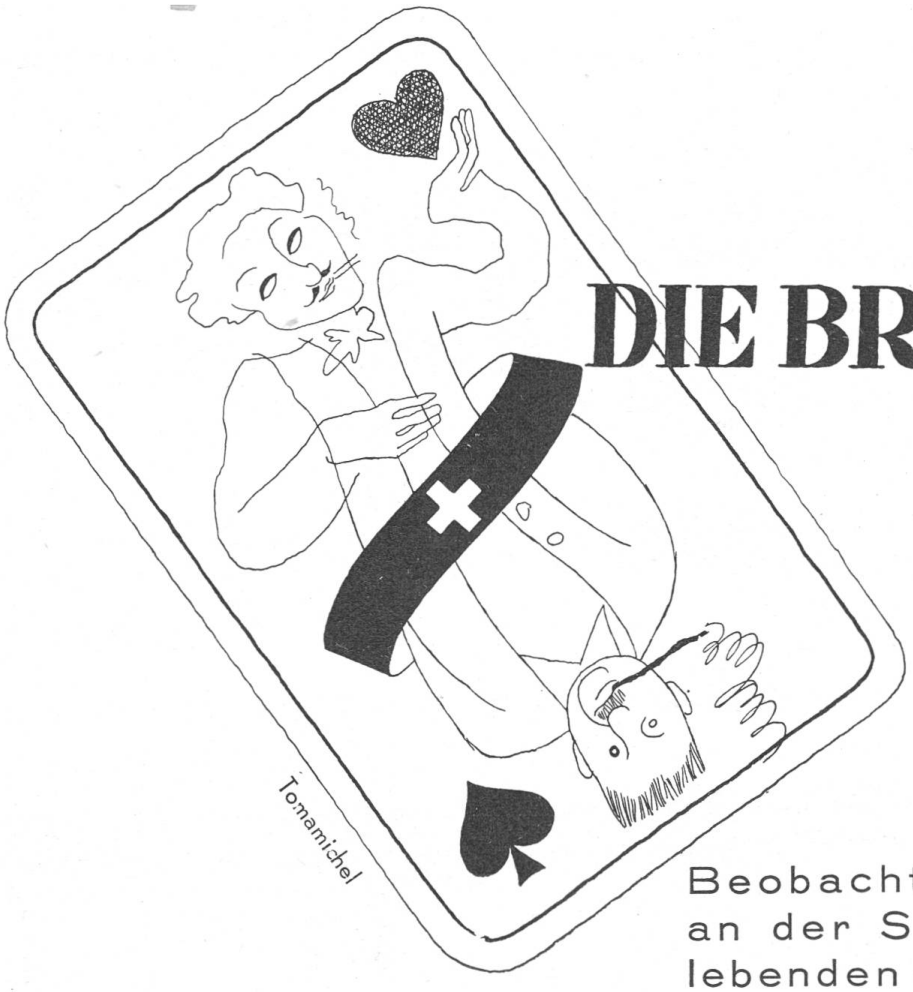
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



DIE BRÜDER

Beobachtungen eines an der Sprachgrenze lebenden Kaufmannes

Im Bahnhofbüfett einer mittlern Stadt im Welschland habe ich an einem runden Tischchen Platz genommen. Rechts und links sind grössere viereckige Tische noch unbesetzt. Eben ist ein Zug angekommen. Das Bahnhofrestaurant beginnt sich zu füllen. Am Tische zu meiner Linken lassen sich drei Herren nieder, Leute in den besten Jahren, gut gekleidet, etwas schwer und massiv in den Bewegungen. Natürlich sprechen sie schwyzerdütsch. Ob ich will oder nicht, muss ich anhören, was sie sagen. Zwei davon sind akademisch gebildet; vom Begleiter, der offenbar ein Geschäftsmann ist, werden sie mit « Herr Doktor » tituliert. Und aus der Unterhaltung entnehme ich bald, dass es Rechtsanwälte sind. Man hat irgendeiner Verwaltungsratssitzung beigewohnt und unterhält sich noch angelegentlich über den offenbar recht dramatischen Verlauf der Verhandlungen, bei denen es um Sein oder Nichtsein eines im Welschland betriebenen Grossunternehmens gegangen zu sein scheint.

In unverfälschter Mundart wird da eine Unterhaltung geführt, die mich wie einen Sherlock Holmes innerhalb weniger Minuten Wichtiges über ihre Lebensverhältnisse erschliessen lässt. Fürs erste, sie sind Autobesitzer, alle drei. Wenn sie für einmal den Zug benutzten, so hatte jeder

dafür seine besondern Gründe. « Das kalte Hundewetter » der eine, « der verfluchte Karren in Reparation » der andere, « nervöse Disposition, die das Fahren momentan nicht rätlich erscheinen lässt » der dritte.

In jedem Falle sind die beiden Fürsprecher nicht irgendwelche Winkeladvokaten, sondern Juristen, die ihre acht bis zehn Semester absolviert haben; sein Akademikertum ist dem einen auf den rosigen, allzu rosigen Wangen recht deutlich mit einem Durchzieher eingeschrieben. Besonders interessiert mich der Geschäftsmann. Wort und Gebärde deuten auf einen Menschen, der ans Befehlen gewöhnt und von seiner Machtvollkommenheit naiv-ehrlich überzeugt ist, dafür aber gewiss auch überall seinen Mann stellt. Es sind Musterexemplare der deutschschweizerischen Spezies, Leute, wie sie in Behörden, Armee und Geschäftsleben zum Glück unseres Landes noch immer in genügender Zahl gefunden werden, möge nun der Herr Graf Keyserling darüber denken und urteilen, wie er will.

Aber dem an welsche Art Gewöhnten fällt am ganzen Kleeblatt etwas auf, das in undefinierbarer Weise an ländlich-bäurische Herkunft gemahnt. Während ich darüber nachsinne, nehmen am Tische zur Rechten ebenfalls drei Herren Platz, auch hätten sie sich nicht durch die Sprache als Welsche ausgewiesen, als solche ohne weiteres erkennbar durch Aussehen und Haltung. Auch ihr Gespräch hatte ich mitanzuhören. Es wurde im reinsten Französisch geführt. Während bei meinen Nachbarn zur Linken — mochten zwei davon noch so sehr der Advokatenzunft, also der Gilde angehören, bei der Zungenfertigkeit zu den Berufseigenschaften gehört — mit einer gewissen Schwerfälligkeit gesprochen wurde, mit Unterbrechungen und Hemmungen, so dass es manchmal war, als ob das Wasser eines Sturzbaches, um ein Hindernis zu nehmen, sich staut und dann gurgelnd über Kiesel oder gar Felsstücke hinunterstürzt, ging auf der andern Seite die Unterhaltung in glattem, ungehemmtem Flusse vor sich, munter rieselnd und freundlich plätschernd wie bei einem Wässerlein, das einen sanften Abhang hinuntergleitet.

Nach ein paar Minuten habe ich auch bei den Neuangekommenen heraus, wer sie sind und womit sie sich betätigen. Es sind Geschäftsreisende der bessern Sorte, jedenfalls aber Leute in abhängiger Stellung. Von Automobilen ist da nicht die Rede. Übrigens wurde Geschäftliches mehr nur gestreift; bald wandte sich die Konversation andern Gebieten zu, gemeinsamen Bekanntschaften, wobei ein Berufsgenosse gehörig durchgehechelt wurde, ohne dass sich ein der Feinheiten ihres Idioms Unkundiger dessen recht bewusst geworden wäre, Reminiszenzen aus Rekrutenschule und gemeinsam verlebten fröhlichen Truppenzusammenzügen, welche diese welschen Miteidgenossen als absolut militärfromme und feurige Patrioten erscheinen liessen, dem Wetter und der Politik.

Echte Welsche, ausgezeichnete Schweizer. Was sie sagten, elegant ausgedrückt, mit Sicherheit und Präzision, so dass es ein Genuss war, ihrem Gespräch zuzuhören. Aber der Inhalt der Unterhaltung im Grunde doch recht banal, deutlich eine soziale Schicht und Lebensgewohnheiten verratend, die von denen meiner Nach-

barn zur Linken in mehr als einer Hinsicht abweichen mochten.

Viele Jahre reger geschäftlicher Beziehungen im Grenzgebiet zwischen Deutsch und Welsch hatten mich an derartige Beobachtungen gewöhnt; nie aber hatte ich das, worum es sich hier für mich handelte, so konzentriert, derart sozusagen in Reinkultur vorgesetzt erhalten, wie im vorliegenden Fall. Ein Landfremder, der statt meiner am mittlern Tischlein des Bahnhofbüfetts Platz genommen, die sukzessive Besetzung der Nachbartische mitangesehen und die Unterhaltung wenigstens ihrem Klange nach wahrgenommen hätte, würde unfehlbar zu einem ganz andern Endurteil über Bildungsgrad und soziale Zugehörigkeit der beidseitigen Herrschaften gelangt sein: die feinen Herren mit der korrekten Benutzung einer raffiniert für Unterhaltungszwecke und Geselligkeit durchgebildeten Kultur- und Weltsprache und den gewandten Manieren, die obere Schicht, das waren die zur Rechten, die links aber offenbar gut gekleidete behäbige Kleinbürger oder wohlhabend gewordene Leute bäuerlicher Herkunft, mit einer Ausdrucksweise, deren Zisch- und Gurgellaute jedenfalls dem Fremden, einem Engländer oder Skandinavier zum Beispiel, alles andere nahelegten, als dass es sich hier um die Sprache handle, in welcher der Faust geschrieben ist.

Völkerpsychologisches

Die beiden Tische hatten sich kurz nacheinander geleert. Ich aber sass noch lang träumend vor meiner Tasse Kaffee, bis ich aus meinem Brüten durch die Einfahrt eines Zuges, meines Zuges, aufgeschreckt wurde. Was war es nur, das sich in diesem Erlebnis einer schwachen halben Stunde gleichsam als die Quintessenz zehnjähriger Beobachtungen darstellte? Als ich nachher im Zuge sass, hatte ich Zeit, auch weiterhin diesen meinen Betrachtungen nachzuhängen, Betrachtungen über eine ganz besondere Seite der Beziehungen zwischen Deutsch und Welsch in unserm lieben Schweizerland: die scheinbare Vornehmheit und kulturelle Überlegenheit des welschen Volksteils dank vor allem dem Gebrauch einer Schriftsprache, und das scheinbare gesellschaftlich-kulturelle Zurückbleiben des deutschschweizerischen Elementes, dank vor allem der Treue, die es der altüberlieferten Mundart bewahrt. Es hat dieser Aspekt der Dinge häufig genug die Folge, dass der Welsche sich dem Deutschschweizer an Urbanität, Manieren und sogar Bildung überlegen glaubt, sich vornehmer vorkommt als der Miteidgenosse östlich der Saane, und dass er dies dem deutschschweizerischen Landsmann gegenüber zuweilen ziemlich unverblümt zum Ausdruck kommen lässt.

Ist dieses Überlegenheitsgefühl, fragt sich der mit den Zuständen längs der Sprachgrenze Bewanderte, berechtigt, oder beruht es nicht vielmehr auf einer Täuschung? Ist es nicht eine unbewusste Selbsttäuschung, manchmal sogar, wenn man näher zusieht, so etwas wie das Gegenteil, das, was die moderne Psychologie als Minderwertigkeitskomplex bezeichnet? Und wäre dann dieses zur Schau getragene Selbstbewusstsein nur zu oft am Ende nichts anderes als die unbewusste Reaktion gegen diesen Komplex?

Woher kommt es nur, muss sich in

gewissen Momenten der Welsche fragen, dass in den französischen Kantonen unseres Landes die Deutschschweizer eine so grosse, über ihre zahlenmässige Stärke noch weit hinausgehende Rolle spielen?

Es ist nicht lang her, da war ich in einer der beiden westschweizerischen Großstädte. Ich suchte dort, nachdem ich meine Geschäfte erledigt hatte, einen jungen Bekannten und entfernten Vetter aus meinem Heimatort auf, den Sohn einer Nachbarsfamilie, der sich früh, dank seiner Willenskraft, seiner Anpassungsfähigkeit, seiner Arbeitsfreudigkeit und seinen nicht gewöhnlichen Sprachkenntnissen eine beneidenswerte Stellung in dieser welschen Stadt gesichert hatte, als dirigierender Kopf in einem wichtigen Unternehmen. In seiner äussern Erscheinung ist er dabei der etwas schwerfällige Bursche seiner Heimat geblieben.

Ich hatte ihn auf seinem Bureau zu einem Apéritif abgeholt. Als wir noch einmal kurz dorthin zurückkehrten, weil er als gewissenhafter Mann einen raschen Blick in den Posteingang zu werfen wünschte, war eben die Bureauzeit zu Ende. Es fiel mir auf, dass eine Anzahl gutgekleideter Herren meinen jungen Begleiter höflich grüssten. Ich machte ihn darauf aufmerksam.

« Ich bin der Vorgesetzte aller dieser Leute », erwiderte er kurz. Es befanden sich Männer darunter, die seine Papas oder Onkels hätten sein können.

« Du der Vorgesetzte dieser zum Teil schon recht bejahrten Leute, die dabei wie vornehme Herren auftreten? » « Warum sollte ich nicht? » entgegnete er lachend. « Äusserlich präsentieren sie sich allerdings fein genug. Angesichts ihrer Toilettenkünste muss ich mich immer wieder fragen, wie sie wohnen und was sie essen mit ihren vier- oder wenn's hoch kommt fünfhundert Fränklein Monatsgehalt; manche darunter sind Familienväter, einigen ist das Haar grau geworden. »

Nun hielt er mir auf einige, zum Zweck, ihn zum Sprechen zu bringen, gestellte Fragen einen förmlichen Vortrag. « Das alles ist an reine Routinenarbeit gewöhnt, kann keine Sprache als Französisch und hatte so weder die Möglichkeit noch den Ehrgeiz, sich hinaufzuarbeiten. Der Welsche mit seiner Intelligenz und seinem Temperament — denn hell ist die Rasse — kann es weit bringen, sehr weit, und eine Reihe ausgezeichneter Männer aus unsern französischen Kantonen haben in vieler Herren Länder den Beweis erbracht, dass sie führenden Stellungen so gut gewachsen sind als irgendwer. Er kommt vorwärts, sobald er vorwärtskommen will; aber eben, da hapert's nur zu oft. Immer wieder mache ich in unserm Betrieb, in dem welsche und deutschschweizerische Angestellte nebeneinander arbeiten, die Beobachtung, dass der Welsche rascher begreift, auch schwierige Gedankengänge oft blitzschnell erfasst, während man dem Deutschschweizer Zeit lassen muss. Dafür haftet bei ihm das Erlernte; bei dem Welschen aber scheint nur zu oft am Tage darauf alles wie verflogen, und man muss frisch mit ihm anfangen. So kommt es, dass man als Vorgesetzter zuweilen die Sache reichlich satt hat. »

Mein junger Freund war in Fluss geraten; ich brauchte ihn nicht länger zu stupfen. « Und dann noch ein anderes. Der Deutschschweizer hat kein grösseres Verlangen, als in die Welt hinaus zu kom-

men; der Durchschnittswelsche aber lebt der Überzeugung, nirgends auf der Welt sei es so schön, als bei ihm daheim. Ja, wenn die verteufelten Sprachen nicht wären! Aber wenn man das Französische spricht wie ein Sorbonneprofessor, wozu dann noch sich mit barbarischen Idiomen abmühen? »

« Nehmen Sie, Herr Vetter », fuhr mein Gewährsmann fort, « nur einmal in einer welschen Stadt das Telephonbuch zur Hand und gehen Sie die Spalten sorgfältig durch! In gewissen Branchen des Handels, des Gastwirtgewerbes, des Handwerks finden Sie fast nur deutsche Namen. Aber auch Ärzte und Professoren sind zum nicht geringen Teil deutschschweizerischer Herkunft. Deutschschweizer waren es, welche die Anpassungsfähigkeit hatten, irgendeinen neuen Betrieb zu eröffnen; aus kleinen Anfängen haben sich viele von ihnen zu Hablichkeit, ja zum Wohlstand aufgeschwungen; sie verfügen meist über ein Auto und sind in der Lage, rein materiell betrachtet, grosszügiger, larger zu leben als die Mehrzahl der Einheimischen, bei denen bei allem Scheine nach aussen oft genug Schmalhans der Küchenmeister ist. Wenn, wie Sie selbst beobachtet haben werden, viele Welsche sich den Anschein geben, als fühlten sie sich uns Deutschschweizern « über », so ist dies in gar manchen Fällen weiter nichts als der Ausdruck eines Inferiority Complexes, wie der Engländer das bezeichnet. (Richtig gebrauchte auch er diesen Ausdruck.) Eine gewisse Abneigung, so etwas wie Missgunst entsteht aus der Beobachtung, dass der Eingewanderte, der doch ein so plumper Bursche ist und die Sprache der Diplomaten nur radebrecht, es soviel weiter bringen sollte als er selbst, der feine, gebildete Mann mit den sichern Manieren. »

« Die ärgsten Dünkelmeier », fuhr mein junger Freund fort, « diejenigen, die sich auf ihre französische Sprache und ihren Schliff am meisten zugute tun, sind übrigens nur zu oft ihrer Herkunft nach Deutschschweizer oder gar Reichsdeutsche. Es ist oft hochkomisch, diese Leute zu beobachten und anzuhören, welche Namen tragen, die ein Pariser als unaussprechbar bezeichnen würde. »

Schriftsprache und Dialekt

Nun dürfen wir aber nicht allzu einseitig nur bei welschen Fehlern verweilen. Es wäre grober Materialismus, wollte man alles Gewicht auf die blosse Tüchtigkeit im wirtschaftlichen Lebenskampf legen. Die guten Manieren, das höfliche Auftreten, die Fähigkeit, sich gewandt und korrekt in einer gebildeten Sprache auszudrücken, das alles hat auch seinen Wert, einen unbestreitbar hohen Wert, und angesichts der welschen Überlegenheit auf diesen Gebieten könnte und sollte zuweilen uns ein Gefühl von Neid beschleichen.

Das, was bei alledem den Ausschlag gibt, ist meines Erachtens die Sprache. Das weiss der Welsche, und darum ist er so stolz auf sein Französisch. In seinen Augen nimmt es noch immer eine Vorzugsstellung ein. Warum kämen sonst aus aller Herren Länder junge Leute beiderlei Geschlechts in die welschen Kantone, die sich in ungezählten Pensionaten in die Geheimnisse der Sprache Molières einführen lassen? Ist nicht dies allein schon ein augenfälliger Beweis für die nirgends sonst auch nur im entferntesten

erreichten Vorzüge des Französischen? Dass es sich da um ein grösseres Bildungsstreben dieser meist der germanischen Rasse angehörenden männlichen und weiblichen Pensionatszöglinge handeln könnte, dieser Deutschschweizer, Reichsdeutschen, Holländer, Briten und Skandinavier, kommt den wenigsten Welschen in den Sinn; sie wissen sich so völlig frei von jedem Bedürfnis, andere Sprachen und Zivilisationen an der Quelle kennenzulernen.

Eines Tages — es mag ungefähr ein Jahr her sein — führte mich eine Geschäftsreise irgendwohin nach dem Jura. Ich hatte in einem Hause zu tun, wo seit ungefähr zehn Monaten ein Dienstmädchen aus dem Kanton Bern in Stellung war. Nicht ohne Erstaunen wurde mir erzählt, dass unlängst die Eltern Maries zum Besuch dagewesen seien, behäbige, in ihrem Heimatsort angesehene Bauersleute, der Vater scheine sogar dem Gemeinderat anzugehören. Meine welschen Bekannten fanden dies merkwürdig. Ich meinte, die Leute hätten so unrecht nicht, ihr Kind einmal selber erkennen zu lassen, was es bedeutet, fremdes Brot zu essen; vor allem aber sei es doch etwas Achtung Abnötigendes, wenn einfache Bauersleute das Bedürfnis empfinden, ihre Tochter eine fremde Sprache lernen zu lassen, ja, wenn sogar deutschschweizerischen Mädchen aus dem Handwerker- und Arbeiterstand die Erlernung des Französischen als ein heiss zu erstrebendes Ziel vor Augen steht und sie nicht geringe Opfer zu bringen bereit sind, im Welschland in dienender Stellung sich die nötigsten Sprachkenntnisse anzueignen. Die jungen welschen Mädchen derselben Stände — Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel — würden lieber Hunger leiden als dienen; ihr ganzes Trachten geht dahin, wie eine Tochter aus guter Familie gekleidet zu sein und sich als Fabrikarbeiterin oder Ladenmädchen eine in ihren Augen unabhängige Stellung zu verschaffen.

Aber trotz allem, der Stolz auf ihre Muttersprache, das Bestreben, sie korrekt zu sprechen und zu schreiben, ist ein Vorzug der Welschen über uns Deutschschweizer. So sehr ich unsere Mundart liebe, ich habe es mehr als einmal erlebt, dass mir ihre Zisch- und Gurgellaute barbarisch vorkamen, nachdem ich soeben Französisch sprechen gehört hatte. Aber dieses welsche Selbstbewusstsein kann auch übertrieben werden. Wird nicht in Pensionaten, ja auf öffentlichen, zum Teil sehr hohen Schulen den fremden Gästen immer wieder zu verstehen gegeben, dass der französischen Sprache und Zivilisation eine Vorzugsstellung in der Welt zukommt? Von Leuten, die in diese Dinge Einblick haben, ist mir in dieser Hinsicht Merkwürdiges berichtet worden. N'insistons pas! Nur soviel sei gesagt, dass in gewissen Fällen den Fremden, die für Schulen und Pensionate zu gewinnen man sich so grosse Mühe gibt und deren völliges Ausbleiben vielerorts als wirtschaftliche Katastrophe wirken müsste, zu verstehen gegeben wurde, sie sollten es als eine Gunst des Schicksals betrachten, mit der überlegenen französischen Kultur bekannt gemacht zu werden. So lächerlich ein solcher Standpunkt der höhern Schulmeister und Gouvernanten auch sein mag, diese Auffassung ist nun einmal in ungezählten Köpfen der französischen Schweiz lebendig, besonders bei den sogenannten In-

tellektuellen mittlerer und kleinerer Städte; sie entspricht ziemlich genau dem geistigen Niveau und dem Umfang an Weltkenntnis des Gouvernantenmilieus. Dass man dabei überall Gefahr für die französische Sprache von seiten der deutschen Mehrheit unseres Landes wittert, gehört mit zum Bilde.

Nun aber darf man auf der andern Seite solche Anklagen auch nicht übertreiben. Sie haben vor allem keine Geltung für das eigentliche Volk unserer welschen Kantone. Es fühlt durch und durch eidgenössisch und könnte hierin manchen Bevölkerungen deutscher Landesteile zum Vorbild dienen. Nie habe ich echteres, wärmer pulsierendes Schweizertum gefühlt als bei welschen Bauern und Handwerkern, nie überhaupt einen prächtigern Menschenschlag kennengelernt als im Welschland. Vor allem ist es eine schöne Rasse, was einem bald auffällt, wenn man welschen Boden betritt. Das gilt vor allem für die Frauen. Der Geschmack in Kleidung und Gehaben, welcher diesem Volkstum angeboren scheint, mag das Seinige dazutun; aber schlankere und dabei kräftigere Gestalten, besser geschnittene Gesichter als in vielen welschen Dörfern und Städten wird man nicht leicht wieder irgendwo antreffen.

Unsere eigene Schuld

Wenn die Gebildeten oder Halbgebildeten im Welschland uns Deutschschweizern gegenüber leicht so etwas wie das Gefühl einer gewissen Überlegenheit an den Tag legen, fällt nicht ein Teil der Schuld an einem solchen Stand der Dinge uns selbst zu ? Wo der Welsche in sprachlichen Dingen, im Hinblick auf sein wirtschaftliches Fortkommen zu seinem unverkennbaren Schaden, zu rückensteif ist und auch, wo die Verhältnisse den Gebrauch eines andern Idioms nahelegen, bei der Anwendung seiner eigenen Sprache verharrt, mit der ganz naiven Zumutung an die Fremden, im Verkehr mit ihm sich des Französischen zu bedienen, zeigen wir Deutschschweizer eine fast lächerliche und oft wenig würdige Anpassungsfähigkeit, die es uns beinahe als Bedürfnis erscheinen lässt, mit Welschen unter allen Umständen « welsch » zu verkehren. Hat es doch mir gegenüber unlängst ein befreundeter Geschäftsmann als beinahe selbstverständlich betrachtet, dass bei einer Versammlung von Verwaltungsräten eines grössern Unternehmens in einer mehrheitlich deutschsprechenden Stadt zwei welschen Herren zuliebe die acht andern sich jedes deutschen Wortes enthielten und nur französisch sprachen. « Die beiden konnten eben nicht deutsch, wir aber konnten französisch, ergo », war die Begründung des Mannes. Also eine Bekundung deutschschweizerischer Überlegenheit ! Werden es die beiden Welschen auch so aufgefasst haben ? Ihnen erschien das sicher weit eher als neuer Beweis für die beherrschende Rolle, die ihre Sprache spielt und zu spielen berufen ist. Als welch ungeheuerliche Zumutung würde es im analogen Fall, aber mit welscher Mehrheit, den guten Miteidgenossen von jenseits der Saane erscheinen, wenn acht Welsche zwei Deutschschweizern zuliebe sich der deutschen Sprache zu bedienen hätten ! In gewissen welschen Blättern würde Zetermordio geschrien.

Wie sollten die beiden Welschen, wenn sie Familienväter sind, unter solchen Umständen darauf halten, dass ihre Söhne

und Töchter schon daheim in der Schule den Deutschunterricht ernst nehmen und nachher in deutschem Gebiet sich die andere Landessprache gründlich zu eigen machen? A quoi bon? Die andern wollen ja nicht einmal, dass wir deutsch mit ihnen sprechen; fühlen sie sich nicht stolz und glücklich, sich unserer eigenen Sprache bedienen zu dürfen?

Und die Moral...

Worauf diese Betrachtungen zu dem kleinen eingangs erwähnten Erlebnis in einem welschen Bahnhof unweit der Sprachgrenze hinauswollen? Darauf, dass wir Deutschschweizer im Verkehr mit den welschen Miteidgenossen in sprachlicher Hinsicht eine etwas grössere Selbstachtung an den Tag legen.

Taktvoll, aber fest ein gewisses Mass von Entgegenkommen an unsere Sprache zu fordern, die sich als Ausdrucksmittel für die höchsten geistigen Werte ruhig jeder andern an die Seite stellen darf, bedeutet noch lange keine Überheblichkeit; dass es nicht so bald zu einer vollen Gleichheit komme, dafür sorgen die Verhältnisse von selbst.

Bei alledem haben wir alles andere im Sinn als einen Sprachenkampf in unserem Lande heraufzubeschwören. Nichts wäre törichter und dem nationalen Interesse schädlicher als gerade dies. In einem Volke von der Zusammensetzung des unsrigen wird die Mehrheit immer gut daran tun, auf die Minderheit so weit es immer geht, Rücksicht zu nehmen, vor allem in sprachlicher Hinsicht und wäre es auch weit über deren zahlenmässiges Anrecht hinaus. Aber diese Minderheit soll dann nicht den Fehler begehen, ein solches selbstverständliches Entgegenkommen nun ihrerseits als ein Bekenntnis der Minderwertigkeit aufzufassen und sich danach zu benehmen, wie es zuweilen in welschen Landen der Fall ist. Etwas mehr Rückgrat, etwas mehr Selbstgefühl verbunden mit dem nötigen Takt und dem freundeidgenössischen Empfinden, das sich von selbst versteht, sie könnten, in dieser Hinsicht, Wunder wirken.

Beide Teile würden auf solche Weise gewinnen, und gewinnen würde vor allem unser gemeinsames Vaterland. Immer wieder wird es der Welt als Vorbild vor Augen gestellt, weil in ihm verschiedene Sprachgemeinschaften und Nationalsplitter zu einem neuen Ganzen zusammengeschlossen sind, weil unsere Eidgenossenschaft einen Völkerbund im kleinen bildet. Und ist es nicht eine erfreuliche Tatsache, dass Mutter Helvetia von ihren Kindern links und rechts der Saane, wie südlich und nördlich des Gotthard gleich aufrichtig und opferfreudig geliebt wird? Wenn sich da kleine Flecken in einem hellen Bilde zeigen, warum sollten wir nicht danach trachten, sie auszutilgen, um so mehr, als bei einigem guten Willen der Erfolg nicht ausbleiben könnte? Dies einmal im Hinblick auf das Verhältnis von Deutsch und Welsch in aller Offenheit zur Sprache zu bringen, war vielleicht kein Blatt der bessere Ort, als eine Zeitschrift, die den schönen Namen « Schweizer-Spiegel » führt.